

DER NICHTAUSGEKEHRTE SPEISESAAL

Ringsum liegen Speisenreste, Abfälle eines opulenten Mahles verstreut auf dem Boden. Man erkennt Entenfüße, Köpfe von Hähnchen, sogenannte Steigbügelknochen von Geflügel, Fischköpfe und -skelette, Krebsscheren, Austern- und Muschelschalen, Schneckengehäuse, Krabbenreste, ferner Lauchstengel und Gemüseblätter, schließlich Mandeln, Kirschen, Nußschalen, Feigen und Traubenstiele, von denen fast alle Beeren abgezupft sind. Es sind in der Hauptsache ungenießbare Abfälle, und sie zeigen, daß das reichhaltige, aus vielen Gängen bestehende Mahl, welches diese Spuren hinterlassen hat, beendet ist. Auch der Nachtschisch wurde bereits verzehrt. Nun kann das sich anschließende Trinkgelage beginnen¹⁾.

Die Liegesofas, auf denen die Teilnehmer der Cena gelagert sind, umgeben den oder die Speisetische auf drei Seiten. Die Speisereste liegen vor den Kopfenden der Klinen. Sie beschränken sich also auf einen breiten U-förmigen Streifen, der den Innenraum an drei Seiten einfaßt. An der vierten Seite, wo kein Sofa steht, fehlen auch die Abfälle auf dem Boden. Innerhalb der drei Streifen bleibt in der Mitte eine rechteckige Fläche frei, die jedoch erst dann recht sichtbar wird, wenn die Tische mit den Speisen weggeräumt sind, wenn also das Convivium beginnt. Falls diese Mittelfläche mit einem eigenen Bild geschmückt ist, liegt dieses jetzt im Blickfeld der rings Gelagerten²⁾.

Was hier beschrieben wurde, ist der optische Eindruck, den die Gäste eines römischen Trikliniums empfangen, dessen Boden mit einem Asarotos-Mosaik geschmückt war. Um diese merkwürdige Mosaikgattung, die nach Plinius H. N. XXXVI 184 von einem Sosos in Pergamon – wohl noch in der ersten Hälfte des 2. Jh. v. Chr. – erfunden worden ist, hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten eine lebhaftige Diskussion entzündet. Deonna und Renard³⁾ haben die These vertreten, daß sich in der Mitte des von Sosos geschaffenen Oikos asarotos das berühmte Tauben-

1) J. Marquardt: *Privatleben d. R.* (Neudr. Darmstadt 1964) I 297 ff., 331 ff.

2) H. Meyer: *Arch. Anz.* 1977, 1, 104 ff.

3) *Croyances et Superstitions de Table dans la Rome antique* (Brüssel 1961) 50 ff., 101 ff., 113 ff., 134 f. Weitere Literatur bei Heiter (Anm. 5).

mosaik befunden habe, das Plinius als ein weiteres Werk des Sosos bezeichnet und von dem uns verschiedene, mehr oder weniger getreue oder variierte Nachahmungen erhalten blieben; und Parlasca⁴⁾ hat diese These in ausgreifenden Untersuchungen zu erweitern und zu vertiefen unternommen. Neuerdings hat jedoch Herter⁵⁾ mit überzeugenden Argumenten dargelegt, daß aus dem Wortlaut bei Plinius die Zusammengehörigkeit der beiden Sosos-Mosaiken nicht erschlossen werden kann, und nach den Darlegungen von Meyer bietet keiner der sechs erhaltenen Asarotos-Böden einen Hinweis dafür, daß er durch das Taubenmosaik ergänzt war oder in Verbindung zu ihm stand⁶⁾. Darüber hinaus hat aber Herter auch die Folgerungen schlagend widerlegt, die Parlasca auf die hypothetische Verbindung der beiden Mosaiken gründete: weder können die Tauben als Seelenvögel gedeutet werden, noch darf man in den Speiseabfällen Opfergaben an die Toten sehen. Damit stellt sich aber erneut die Frage nach dem Sinn des Asarotos-Motives. Es hat sich – mehrere Jahrhunderte nach seiner Entstehung in Kleinasien – bei den Römern, wie die Funde beweisen, einiger Beliebtheit erfreut. In welcher Beziehung stand diese kuriose Bodenzier zur Wirklichkeit römischen Lebens in der Kaiserzeit, und welche Rückschlüsse sind aus ihr eventuell zu gewinnen für das Verständnis römischen Wesens und Empfindens?⁷⁾

4) K. Parlasca: Jhb. d. DAI 78 (1963) 256–293; ders. in: Helbig, Führer I⁴ (1963) 1084, II⁴ (1966) 1256.

5) H. Herter: Grazer Beiträge 5 (1976) 123–142.

6) Meyer (Anm. 2) 105.

7) Die Gefahr, sich bei solchen Fragen in hypothetische Kombinationen zu versteigen, die weder durch die literarische Überlieferung noch durch die archäologischen Befunde hinreichend abgesichert sind, sei an einer Deutung veranschaulicht, die eher scherzhaft verstanden werden mag: Sobald am Ende der Cena die Speisetische weggeräumt waren, lag im Blickfeld der Zecher ein von den Asarotos-Streifen umgebenes Mittelbild. Wenn dieses, wie angenommen worden ist, das berühmte Taubenmosaik zeigte und wenn das darauf erscheinende Gefäß als Krater angesehen werden darf (Parlasca: Jhb. 78 (Anm. 4) 271 ff.; E. Pernice: Arch. Anz. 1927 Beih. 10/11, 247 ff.), dann waren durch die Speisereste das Essen und durch den Krater das Trinken veranschaulicht. Die Tauben aber – sind sie nicht die heiligen Vögel der Venus? Herter hat an den Properz-Vers III 3, 31 erinnert (*Veneris dominae volucres... columbae*) und wahrscheinlich gemacht, daß er durch eine bildliche Darstellung nach Art des Taubenmosaiks angeregt wurde. Sieht man aber in den Tauben des Mosaiks Botinnen der Liebesgöttin – und der von Pernice a. a. O. entdeckte Eros unter dem Henkel der Schüssel scheint diese Annahme zu stützen –, dann tritt in der Gesamtkomposition zu Essen und Trinken noch die Liebe. Das Mosaik enthielte

Wenn auch die uns erhaltenen Asarotos-Mosaiken um Jahrhunderte jünger sind als ihr pergamenisches Urbild⁸⁾, (und Parlasca hält es daher auch für unwahrscheinlich, daß in ihnen noch etwas von den sepulkralen Bezügen und dem eschatologischen Sinn erhalten geblieben sei, den er für das Original postuliert hat), so stehen einige in ihrer technischen Perfektion und in der Präzision einer realistischen Wiedergabe wohl auf einer ähnlich hohen Stufe, wie sie Plinius vom Werk des Sosos rühmt. Seine Worte: *parvis e tessellis tinctis in varios colores treffen auch auf das (ehemalige) Laterans-Mosaik zu*⁹⁾. Die einzelnen Objekte der Darstellung sind ohne Schematismus über den Boden verteilt, sie sind farblich sorgsam gegeneinander abgestimmt und mit äußerster Naturtreue abgebildet. Jeder Gegenstand wirft minutiös einen Schlagschatten auf den weißen Untergrund. Damit erhalten die dargestellten Objekte eine verblüffende Plastik, und der Verismus erreicht einen solchen Grad, daß man mit Recht von einem „Illusionstrick“ gesprochen hat, der geeignet erscheint, „die Gäste zu narren“¹⁰⁾. „Ein Kabinettstück der Mosaikkunst“ nennt es Parlasca¹¹⁾.

War aber diese realistische Darstellung ein Abbild der Wirklichkeit? Sah es auf den Fußböden römischer Triklinien so aus, wie die Asarotos-Mosaiken es zu illustrieren scheinen? Erst die Antwort auf diese Fragen kann eine Grundlage bieten für die ästhetische Beurteilung dieses seltsamen Ziermotivs, für seine Einordnung in Zeitgeschmack und Kunstempfinden, von denen es getragen wurde.

dann einen kunstvollen, diskreten Hinweis auf die Zusammengehörigkeit dieser Freuden, welche Terenz (Eun. 732) so charmant formuliert hat: „*Sine Cerere et Libero friget Venus*“, daß Cicero den Vers als Muster für das Stilmittel der Metonymie zitiert (De nat. deor. II 23, 60). Diese indirekte Anspielung auf die Freuden der Liebe stünde hellenistischer Gelehrsamkeit kaum schlechter an, als die so verschlüsselte Beziehung zum Becher Nestors (Parlasca 268 ff.). Wie schade doch, daß eine Verbindung zwischen dem Taubenmosaik und dem Asarotos Oikos nicht nachzuweisen ist.

8) Das Lateranmosaik, jetzt in der Sala del Mosaico asaroto des Museo Gregoriano Profano des Vatikans, gehört wohl in hadrianische Zeit (Helbig, Führer I 1084), das Mosaik von Aquileia dürfte wenig älter sein (Encicl. Ital. (Treccani) XXIV (Roma 1934) 78 B („di un verismo insuperabile“)); alle anderen Exemplare entstammen der späten Kaiserzeit.

9) Parlasca Jhb. 78 (Anm. 4) 256.

10) H. P. L'Orange und P. J. Nordhagen: Mosaik (München 1960) 44.

11) Jhb. 78, 256 f.

Sicher konnten sich nur reiche Angehörige der obersten römischen Gesellschaftsschichten solche schon durch ihre technische Vollendung wertvollen Mosaikböden in ihren Villen leisten. Und wenn aus den darauf dargestellten Essensresten Rückschlüsse gezogen werden dürfen auf die Mahlzeiten, die hier einmal tatsächlich genossen wurden, so bestätigen sie ebenso die Wohlhabenheit ihrer Besitzer, wie den raffinierten Tafel-luxus, dem die führenden Schichten in der Kaiserzeit vielfach frönten¹²⁾. Zwischen den identifizierbaren Abbildern von Speisere-sten auf den Asarotos-Mosaiken und den Überbleibseln von Lebensmitteln, die in Pompei und Herculaneum gefunden worden sind¹³⁾, ergeben sich viele Übereinstimmungen. Andererseits werden sie auch durch Schilderungen von Gastmählern in der römischen Literatur vielfach bestätigt¹⁴⁾. Man darf also annehmen, daß wir uns mit den Asaroten sicher auf dem Boden der Realität befinden. Wenn aber die Fußböden römischer Tri-klinien bei den Mahlzeiten in der Regel so verunreinigt wurden, wie diese Mosaiken es veranschaulichen, so steht das nicht nur im Gegensatz zu unseren Vorstellungen von einer kultivierten Lebensweise, es ist auch zu erwarten, daß solche Zustände schon damals nicht kritiklos hingenommen wurden. Man war sich ja in der frühen Kaiserzeit des künstlerischen ebenso wie auch des materiellen Wertes der Mosaikböden durchaus bewußt. Die Dichter weisen gern darauf hin: Horaz spricht von den „bunten Marmorsorten der Bodenbeläge“¹⁵⁾; Iuvenal erwähnt den mit kostbarem grünem Marmor aus Lacedaemon ausgelegten Fuß-boden¹⁶⁾, und Statius, der einen Estrich von buntem, spiegelndem Glasmosaik rühmt, wagt die dichterische Formulierung, „der Boden freue sich, da er durch mannigfache Künste bunt gefärbt erscheint“¹⁷⁾. Kunst- und kulturgeschichtlich interes-sierte Schriftsteller befassen sich mit den verschiedenen Mosaik-Gattungen und ihren Verfertigungs-Methoden sowie

12) Marquardt (Anm. 1) I, 289–331; L. Friedländer: SG (1901) II, 134–241.

13) M. Della Corte: Pompei. I nuovi scavi. (Pompei 1930) 96 (Com-mestibili); Th. v. Kraus und L. v. Matt: Lebendiges Pompei (Köln 1973) 180 Nr. 236.

14) Z. B. Petrons Schilderung der Cena Trimalchionis (31–78); Horaz' Feinschmecker-Satire II 8; Iuvenal V, XI, XIV.

15) Sat. II 4, 83.

16) XI 175.

17) Silv. I 3, 55 f. Vgl. Apul. Met. V 1 (320).

mit ihren künstlerischen Stilmerkmalen¹⁸⁾. Diese sind so allgemein bekannt, daß die Mosaikkunst sogar vergleichsweise zur Veranschaulichung sprachlicher Probleme herangezogen werden kann¹⁹⁾.

Dem steht nun freilich die Tatsache gegenüber, daß auch die kostbarsten Mosaikböden im Altertum keineswegs so geschützt und geschont wurden, wie das heute in unseren Museen und in den Ausgrabungsstätten selbstverständlich ist. Sie waren vielmehr dem täglichen Gebrauch ausgesetzt, sie wurden betreten und strapaziert, sie trugen Möbel und ertrugen mancherlei Verunreinigungen. Von dem Erben eines wohlassortierten Weinkellers sagt Horaz, „er werde den Estrich mit stolzem Wein benetzen“²⁰⁾. Sein Bedauern gilt dabei aber lediglich dem edlen Wein, mit dem so nachlässig umgegangen wird; auf den Fußboden kommt es ihm dabei offenbar nicht an. Anders Iuvenal an der o. a. Stelle¹⁶⁾: da ist vom Weinprobieren die Rede und von der Gewohnheit, den Probeschluck zwischen den fast geschlossenen Lippen hindurch auszuspeien, da man anscheinend bei diesem „pytisma“ das Aroma des Weines am besten erforscht. Daß die Weinprobe dabei aber den kostbaren lacedämonischen Marmorboden besudelt, vermerkt der Dichter mit spürbarer Mißbilligung²¹⁾. Gemeinhin scheinen jedoch die Römer bei ihren Gelagen so sorglos und unachtsam Wein verschüttet zu haben, daß uns, die wir an Parkett und Teppichböden gewöhnt sind, ein Grausen ankommen muß. Plinius bemerkt trocken und sachlich, was bei den Gelagen aus den Bechern und beim Auspeien verschüttet werde, das falle unter den Tisch und trockene dort auf²²⁾. Wieviel Wein aber bei der Cena und erst recht beim anschließenden Convivium oder der Comissatio gewöhnlich vergossen wurde, dafür lassen sich eindrucksvolle Belege anführen²³⁾. Zu Beginn eines Gelages, aber auch während seines

18) Plin. H.N. XXXV 1, 1; XXXVI 184. Marquardt (Anm. 1) II 623 ff.

19) Cic. De Orat. III 43, 171 (nach Lucilius). Vgl. Komm. von K. W. Piderit (2. Aufl. Leipzig 1862) zur Stelle.

20) Od. II 14, 26.

21) Vgl. Juvenal-Komm. von Friedlaender zur Stelle S. 507; Terenz, Haut. 457f. (mit Erklär. von Gronov).

22) H.N. XIV 146.

23) Wenn die in diesem Zusammenhang angeführten Belege vorwiegend der römischen Satirendichtung entstammen, so müssen dabei sicher gezielte Übertreibungen einkalkuliert werden. Aber sie kritisieren oder karikieren im Grunde doch nur menschliche Fehler oder Schwächen der Gesellschaft, die tatsächlich vorhanden und jedem bekannt waren.

Verlaufes, wurden Trankopfer ausgegossen. Man darf annehmen, daß sie in der Regel am Hausaltar dargebracht wurden²⁴). Nun ist aber die Grundbedeutung des griechischen Verbums *σπέσθαι*, das soviel besagt wie: „ein Trankopfer spenden“, ursprünglich: „zuckend hinschleudern“²⁵). Die zu spendende Flüssigkeit wurde also mit einer schnellen Handbewegung aus einem Gefäß weggeschnickt²⁶); wohin, ist damit nicht angegeben, daß sie wenigstens zum Teil auf dem Boden landete, aber wohl naheliegend. In der *Cena Trimalchionis* wird Wein unter den Tisch gegossen und auch die Lampen werden damit besprengt, um ein böses Omen abzuwehren²⁷). Aber es werden bei dem gleichen Gelage auch Becher unabsichtlich umgestoßen, Gefäße fallen auf den Boden. Der Inhalt eines großen Pokals, der unter den Sklaven herumgereicht wird, soll demjenigen, der nicht trinken mag, über den Kopf gegossen werden²⁸). Wenn dann die Trunkenheit zunimmt, bleiben Streit und Tätlichkeiten nicht aus: „bald wirfst du betrunken mit Bechern, / trockenst die Wunde dir ab mit dem rotgewordenen Mundtuch“, so beschreibt Iuvenal²⁹), wie ein Gelage entartet. Und wenn sich auch Trimalchio dazu hinreißen läßt, seiner ordinären Ehefrau Fortunata einen Becher an den Kopf zu werfen³⁰), so spiegeln solche Szenen sicher auch die Wirklichkeit wider. Ob die Becher in

24) K. Kircher: Die sakrale Bedeutung des Weines im Altertum (RVV IX 2, Gießen 1910 – Neudr. Berlin 1970) 34, 37 ff.

25) Indog. „spend“ = zucken.

26) In den Hals der Amphoren, welche den Wein enthielten, der in der *cella vinaria* aufbewahrt wurde, goß man gern einige Tropfen Olivenöl, um die Oberfläche des Weines luftdicht abzuschließen (P. Remark: Der Weinbau im Römerreich (München 1927) 54). In Italien wird auch heute noch auf dem Land der im Hals des Fiasco stehende Wein mit etwas Öl abgedichtet. Wenn der Bauer die Flasche geöffnet hat, schleudert er diesen Ölfilter zugleich mit der obersten Weinschicht mit einer schnickenden Handbewegung heraus – natürlich auf den Steinboden. – Es erscheint daher der Gedanke nicht abwegig, ob nicht auch bei der *Libatio* des antiken Trinkgelages das Opfer des ersten Schluckes die kultische Geste mit dem praktischen Nutzen verband, indem den Göttern gespendet wurde, was für den menschlichen Genuß weniger geeignet erschien. Schließlich werden ja auch bei Tieropfern den Göttern oft diejenigen Fleischstücke auf dem Altar verbrannt, die den Menschen weniger zusagen, wie Innereien, Unschlitt u. ä. Die Götter genießen diese Gaben ja in der Form von Rauch und Opferdunst.

27) Petr. 74, 1.

28) 28, 3; 64, 10; 64, 13.

29) V 26f.

30) 74, 10.

diesen Fällen leer waren oder noch Wein enthielten, wird nicht angedeutet, da es ganz belanglos erscheint. Bei Petron können wir auch den Klatschereien der Zecher entnehmen, daß es geradezu als ein Beweis für den Reichtum des Hausherrn galt, wenn an seinem Tisch viel Wein verschüttet wurde³¹⁾: „Bei ihm wurde mehr Wein unter den Tisch geschüttet, als andere Leute im Keller haben“. Sicher ist auch das eine gesalzene Übertreibung, aber ebenso sicher beweist es auch die Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit, mit der beim Trinken allgemein umgegangen wurde.

Schon die Griechen der klassischen Zeit machten sich ein ausgesprochenes Vergnügen daraus, beim Symposium mit Wein herumzuspritzen. Sie hatten dazu ein regelrechtes Spiel entwickelt, das sie Kottabos nannten und das sehr beliebt gewesen sein muß. Zahlreiche bildliche Darstellungen beweisen das und geben uns zugleich auch eine klare Vorstellung davon, wie es betrieben wurde. Der Zecher steckte zwei Finger durch den Henkel seiner Trinkschale oder seines Bechers, und zwar so, daß das Gefäß auf dem Handrücken auflag, und schleuderte dann mit einer schnickenden Handbewegung den im Becher verbliebenen Weinrest, die Neige, hinaus. Entweder klatschte die Flüssigkeit auf den Boden, oder es wurde davon ein aufgehängtes Metallplättchen getroffen, das dann einen Ton von sich gab. Ob diesem merkwürdigen Spiel ursprünglich auch eine Art Trankopfer zugrundelag, ist unsicher. Jedenfalls wurden aber aus dem dabei erzeugten Klang Prophezeiungen abgeleitet. Der äußere, materielle Anlaß für die Entstehung und Verbreitung dürfte aber demjenigen ähnlich gewesen sein, der dazu geführt hatte, jeweils aus dem vollen Becher ein erstes Trankopfer zu spenden: so wie auf dem vollen Gefäß oft ein dünner Ölfilter schwamm, so setzten sich am Boden gern Spuren von Weinstein oder Hefereste ab – wie das noch heute in Flaschen mit italienischem Rotwein nicht selten ist. Diesen störenden Bodensatz wollte man entfernen, ehe ein neuer Trank eingefüllt wurde. Ob man diese ungenießbare Neige ebenso wie den ersten, vom Öl beeinträchtigten Schluck den Göttern spenden wollte, mag dahingestellt bleiben³²⁾. Auch den Römern war das Kottabos-Spiel wohlbekannt. Plautus vergleicht das Klatschen eines leder-

³¹⁾ 38, 15.

³²⁾ Das Austrinken des Bechers „bis zur bitteren Neige“ kennt schon das AT. Im alten Israel galt der im Becher verbleibende Rest als etwas Wertloses, ja Gefährliches. Die Hefe, die sich in dieser Neige am Boden abge-

nen Peitschenriemens auf dem nackten Rücken eines Sklaven mit dem Klang des Kottabos-Spieles; er konnte dessen Kenntnis also bei seinen Hörern voraussetzen³³). Das Spiel soll in Sizilien entstanden sein³⁴); in Unteritalien war es bekannt und beliebt, wie von dorthier stammende Vasen und Wandgemälde aus den Gräbern in Paestum bezeugen, und die Etrusker kannten es von importierten griechischen Vasen. Ob es jedoch auch bei römischen Gelagen gespielt wurde, ist nicht bekannt.

Der verschüttete Wein bildete unter den Tischen Weinpfüten und -rinsale. Aber die Zecher fühlten sich dadurch wohl kaum beeinträchtigt. Sie kamen damit ja auch nicht unmittelbar in Berührung, denn ihre Füße lagen, hochgezogen, ebenfalls auf den Speisesofas. Beim Eintritt ins Triklinium legte der Gast die Schuhe ab und nahm oder empfing ein Fußbad. Wenn er von draußen kam und mit offenen Sandalen durch Staub und Straßenschmutz gestapft war, so schien eine solche Reinigung schon mit Rücksicht auf die Ruhepolster angebracht. In Pompei ersucht ein sorgsamer Hausherr daher die Gäste mit einer Wandinschrift ausdrücklich darum, sich von einem Sklaven die Füße waschen und abtrocknen zu lassen³⁵). Außerdem bittet er sie, mit einer Serviette (*mappa*) das Polster zu bedecken und die

setzt hatte, konnte Trunkenheit und Übelkeit erzeugen. So heißt es in Psalm 75, 9 von einem Becher mit starkem Wein, aus dem der Herr den Völkern ausschenkt: „Aber die Gottlosen müssen alle trinken und die Hefen aussaufen“ (so übersetzt Luther. In einer modernen, ökumenischen Bibelübersetzung wird von „herbem, gärendem Wein“ gesprochen, den der Herr darreicht: „ihn müssen alle Frevler der Erde trinken, müssen ihn samt der Hefen schlürfen“ (*faex eius (i. e. calicis) non est inanita; bibent omnes peccatores terrae*). (Vgl. Ps. 60, 5). Ähnlich heißt es bei Jerem. 51, 17 von Jerusalem, das „von der Hand des Herren den Kelch seines Grimmes getrunken hat“: „Die Hefen des Taumelkelches hast du ausgetrunken und die Tropfen geleckt“ (ökum. Bibel: „Du hast den betäubenden Trank getrunken und den Kelch geleert“. Vgl. Jerem. 51, 22: „Ich nehme dir den Taumelkelch aus der Hand samt den Hefen des Kelches meines Grimmes“; vgl. 25, 15). Die Neige im Becher ist also keineswegs harmlos und bekömmlich. – Aus Ps. 75, 9 hat sich die scherzhafte Redensart entwickelt: „Der Rest ist für die Gottlosen“ (Büchmann: *Gefl. Worte* (Berlin 1929) 247, 2: „Die Gottlosen kriegen die Neige“).

33) Trinum. 1011.

34) *Kritias* frgm. 1 (Anthol. Lyr. Graec. ed. E. Diehl I (Leipzig 1954)

93.

35) CIL IV 7098; H. Geist: *Pompeianische Wandinschriften*, 2. Aufl. (München 1960/69) 72f. Nr. 21; Della Corte (*Anm.* 13) 55f. Anders Mart. II 59, 3: *frange toros* (als Aufforderung an den Gast!). – Die Serviette brachte der Gast zum Mahl mit, weil er darin Überbleibsel des Essens eingewickelt mit nach Hause nahm; Mart. VII 20, 8.

Leinenbezüge des Hauses schonend zu behandeln. Bei Trimalchio werden – eine spöttische Übertreibung! – den ankommenden Gästen nicht nur die Füße gebadet, sondern sogar auch noch die Zehennägel unter Gesangsbegleitung sorgfältig gereinigt³⁶). Was dann während des Mahles auf dem Fußboden zwischen den Klinen und den Tischen geschah, berührte die Tafelnden nicht.

Doch gerade in den Speisesälen war der Fußboden noch anderen, schlimmeren Verunreinigungen ausgesetzt. In einer Satire Iuvenals erleben wir einen Hausherrn, der seine Sklaven nervös zum Hausputz antreibt, da ein Gastfreund erwartet wird. Dabei befiehlt er ihnen auch, den Hundekot aus der Halle zu entfernen³⁷). Man möchte das als eine der Satire gemäße Übertreibung betrachten. Aber auch bei Petron laufen Hunde während des Gastmahls im Speisezimmer herum. Der Hausherr wirft seinem Lieblingsköter Speisebrocken zum Fressen hin³⁸). Es kommt sogar beinahe zu einer Beißerei zwischen dem Schoßhund und dem Hofhund Skylax, vor dem am Hauseingang das „Cave canem!“ warnt³⁹). Daß Hunde im Speisesaal herumlaufen und heruntergefallene oder -geworfene Brocken fressen, bestätigt Martial⁴⁰), und die archäologischen Zeugnisse illustrieren es. Auf einem Grabrelief aus Ostia sitzen zwei Gäste in einer Kneipe; sie werden von einem Wirt bedient, während sich ein Hündchen bettelnd am Tischbein aufrichtet⁴¹). Die Szene spielt sich freilich in einem öffentlichen Lokal ab. Aber auf dem Grabstein des Caius Iulius Maternus in Köln liegt der Lieblingshund zu Füßen seines speisenden Herrn auf der Kline⁴²).

36) 31, 3.

37) XIV 64.

38) 40, 2; 64, 6 u. 7.

39) 64, 9f.

40) VII 20, 17. Da ist dann allerdings nichts mehr übriggeblieben von jenen uralten religiösen Vorschriften, die in der pythagoreischen Gemeinschaft galten und die ähnlich auch in frühen römischen Kultvereinen eine Rolle spielten, daß nämlich herabgefallene Essensbrocken als den Toten gehörig betrachtet wurden. Alle diese eschatologischen Kombinationen, die zur Deutung der Asarotos-Mosaike herangezogen worden sind, haben für diese Zeit gewiß keine Geltung mehr.

41) T. Kleberg: In den Wirtschaftshäusern und Weinschenken des antiken Rom (Darmstadt 1966) Abb. 5.

42) Die Römer am Rhein, hgg. v. P. La Baume 3. Aufl. (Bonn o. J.) 65 und Abb. 35. – Auch beim griechischen Symposion waren manchmal Hunde anwesend; das beweisen Vasenbilder, z. B. auf einem korinthischen Kolumnetten-Krater (um 590 v. Ch. (?)) im Louvre, abgeb. bei P. Devambez: Die Malerei des Altertums I (Gütersloh 1963) Taf. 65, 67.

Die Anwesenheit der Tiere war sicher nicht dazu angetan, die Reinlichkeit des Speiseraums zu erhöhen; uns würde sie vielleicht sogar den Appetit verderben. Man muß sich aber auch klarmachen, daß die altrömischen Tischsitten und Eßgebräuche sich von den unsrigen weitgehend unterschieden. Da die Speisenden zu Tische lagen, war ihr linker Arm zum Teil blockiert, denn er mußte den aufgerichteten Oberkörper abstützen – wobei ein zusammengelegtes und unter den Ellbogen geschobenes Kissen die Unbequemlichkeit etwas abmilderte. Von den bei uns üblichen Bestecken gab es meist nur Löffel; Eßgabeln fehlten ganz, Tafelmesser waren selten und auch mit einer Hand schwer zu gebrauchen. Fleisch wurde von bedienenden Sklaven tranchiert; sonst war es den Speisenden überlassen, die Speisen mundgerecht zu zerkleinern und die Bissen dann mit der Hand zum Mund zu führen⁴³). Daß unter diesen Umständen leicht etwas herunterfiel, kann man sich vorstellen; die Hunde, die zwischen den Tischen herumliefen, fanden also manche Beute. Aber es gab bei den vorgesetzten Speisen auch viele ungenießbare Abfälle: Geflügelknochen, Fischgräten, Schalen und Scheren von Meerestieren, Obstkerne und -stiele, Mandel- und Nußschalen. Diese Abfälle türmten sich allmählich auf den Eßtischen; sie fielen auch auf den Fußboden oder wurden einfach hinuntergeworfen, um auf dem Tisch Platz für neue Gänge zu schaffen.

In einzelnen Häusern, wo man sich einer feineren Lebensart befleißigte, ist das wohl doch als störend empfunden worden. Dort wurde deshalb ein Sklave damit beauftragt, diese Abfälle und Überbleibsel aufzusammeln. Er führte die Bezeichnung „analecta“ = „Brockenaufsammler“⁴⁴). Horaz beschreibt die Tätigkeit dieses Sklaven anschaulich, ohne allerdings das Wort „analecta“ zu gebrauchen, indem er formuliert, daß dieser Diener während des Mahles „alle die Überreste der Speisen hinwegräumte, welche unnütz die Gäste nur stören“⁴⁵). Hier wird also

43) Daher erhalten die Speisenden Gelegenheit, sich nicht nur vor und nach, sondern auch während des Essens die Hände zu waschen – wobei natürlich einiges Wasser auch auf die Erde tropfte.

44) RE I (1894) 2052 unter: Analecta; ThLL II (1900–06) 75 unter: Analecta.

45) Sat. II 8, 10f. – Aus Mart. VII 20, 17 (analecta – et canes) und der Pointe von XIV 82 (otia – scopis nunc analecta dedit) darf man schließen, daß der Analecta die zu Boden gefallenen Brocken aufsammlte (vgl. auch Sen. Ep. 27, 7). Der Wortlaut bei Horaz dagegen legt die Vermutung nahe, daß der hier genannte puer die auf dem Tisch herumliegenden Reste ab-

ein Streben nach größerer Sauberkeit und höherer Eßkultur deutlich, das uns durchaus verständlich ist, bei den Römern aber offenbar eine Ausnahme war. Bei ihren Gelagen muß es nicht selten zu schlimmen Exzessen gekommen sein. Wenn nämlich die Zecher „voll wie die Weinschläuche“ waren, wie es sinngemäß ein Teilnehmer einer Saufkumpanei an die Wand einer Kneipe in Pompei schrieb⁴⁶), blieben die natürlichen Folgen solcher Unmäßigkeit nicht aus. Iuvenal hat sie in abstoßender Realistik am Beispiel eines sich als Schwerathletin gebärdenden Mannweibs geschildert: sie schüttet erst eine gewaltige Menge Wein in sich hinein, dann „spült des Magens Inhalt den Boden, Bäche ergießen sich über die Marmorfliesen“⁴⁷). Ähnliche Fälle solch unappetitlichen Benehmens geißelt auch Martial. Da läßt sich ein rülpsender Gastgeber die Federn reichen, um damit den Gaumen zu kitzeln und einen Brechreiz auszulösen⁴⁸). In einem anderen Epigramm schildert er das widerliche Verhalten einer ordinären Tribade, die der Athletin Iuvenals in ihrer Trunksucht nicht nachsteht⁴⁹). Daß es bei den griechischen Symposia in dieser Beziehung nicht viel besser zugeht, lehren uns die Vasenbilder. Sie zeigen gelegentlich die Folgen übermäßigen Weingenusses in drastischer Deutlichkeit⁵⁰). Dabei muß dem heutigen Betrachter besonders bedenklich erscheinen, daß diese Darstellungen ausgerechnet den Innenboden von Trinkschalen zieren, so daß der Zecher sie beim Leeren der

räumt (sublegt), denn diese stören die Speisenden wirklich (cenantis offendere) eher, als das, was sich unter dem Tisch befindet. Deshalb hat wohl Horaz auch auf den speziellen Begriff „analecta“ verzichtet. – Übrigens zeigt das Lateran-Mosaik des Asarotos-Bodens ganz überwiegend ungenießbare Abfälle, die hinuntergeworfen, und nicht Speisebrocken, die unabsichtlich zu Boden gefallen waren.

46) CIL IV 8492: utres sumus. Geist (Anm. 35) 68f. Nr. 5.

47) VI 429ff. (432: bibit et vomit).

48) III 82, 8f. Die Federn sind nicht rot, sondern werden es bei der Prozedur – durch den Rotwein.

49) VII 67, 10ff. – Man muß bei dem unerfreulichen Thema freilich in Rechnung stellen, daß die Ärzte im Altertum den Gebrauch von Vomitiva nicht selten als notwendig ansahen und diese Form der „Erleichterung“ daher allgemein als nichts Ungewöhnliches galt. Belege bei Marquardt (Anm. 1) I, 330 Anm. 3–6.

50) So z. B. auf der Schale des Brygos (um 485 v. Chr.) im Martin-von-Wagner-Museum in Würzburg (Stehende Frau hält einem sich übergebenden Mann den Kopf), ferner auf einer rotfig. Vase (um 480 v. Chr.) im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe (Speiender Zecher auf der Kline), abgeb. im Bildheft 4 (4. Aufl. Karlsruhe 1957) Griechische Vasen des Bad. Landesmus., Nr. 38. Vgl. Helbig, Führer I 945.

Schale unmittelbar vor Augen hatte. Das Bild sollte ihn wohl vor den Folgen der Unmäßigkeit warnen, konnte ihm aber den Genuß selbst offenbar weder verderben noch beeinträchtigen. Das Empfinden des antiken Menschen ist in diesen Dingen unbekümmerter, robuster – man könnte auch sagen: natürlicher⁵¹⁾. Dabei muß es auf den Fußböden der Speisesäle während eines Gelages recht schlimm ausgesehen haben. Daß die Römer aber in dieser Hinsicht großzügiger waren als wir und daran keinen Anstoß nahmen, ergibt sich auch indirekt aus dem, was wir über die damaligen Reinigungsmittel und -methoden erfahren. Horaz, der die mangelnde Sauberkeit in manchen Häusern beklagt, stellt die vorwurfsvolle Frage: „Wieviel kosten denn billige Besen, Sägespäne und Lappen?“⁵²⁾. Iuvenal spottet über den aufgeregten Hausherrn, der seine Sklaven mit einer Gerte in der Hand zur Reinigung von Halle und Speisesaal antreibt (o. S. 268), und meint, es genüge doch ein Halbmaß Sägespäne, damit ein kleiner Sklave die Säuberung durchführe⁵³⁾. Besen, Lappen und Sägespäne, das war alles, was zur Reinigung von Böden, Wänden und Säulen nötig schien⁵⁴⁾, – wobei Horaz noch zusätzlich verlangt, daß der Palmwedelbesen, mit dem der bunte Mosaikboden abgekehrt wird, wenigstens nicht schmutzig sein solle⁵⁵⁾. Die Sägespäne dienen, wie noch heute gelegentlich, dazu, am Boden stehende Flüssigkeiten aufzusaugen. Sie werden daher beim oder nach dem Gelage in die Weinpfützen gestreut und, wenn sie sich vollgesogen haben, zusammengekehrt. Bei Trimalchio freilich darf es nicht gewöhnliches Sägemehl sein, sondern hier streuen die Sklaven mit Safran und Rötel gefärbte und mit pulverisiertem Marienglas untermischte Späne aus⁵⁶⁾. Mit diesen Streumitteln wurden Weinlachen und vielleicht feuchte Essensreste beseitigt. Für eine gründliche Reinigung

51) Ein kleines Speiselokal, eine Art Imbißstube, führt bei Martial II 59 den Namen Mica. Das Wort leitet sich wohl von dem Stamm her, der auch dem griechischen Adjektiv mikros zugrunde liegt, und es weist entweder auf die kleinen Ausmaße des Lokals hin, oder, was wahrscheinlicher ist, auf die kleinen Happen („Biß-chen!“), die man dort bekam. Die Übersetzung „Krümel“ (bei Kleberg (Anm. 41) 55) ist irreführend, da sie dazu verleitet, an Essensabfälle zu denken.

52) Sat. II 4, 81f.

53) XIV 66f.

54) Bei der Säuberung der Wände ging es besonders darum, die Spinnweben und die darin hängenden toten Spinnen zu beseitigen. Iuven. XIV 61; Plaut. Stich. 348, 355.

55) Sat. II 4, 83.

56) 68, I. RE II 2, 827f. unter: scobis.

reichte das natürlich nicht aus. Die Bodenmosaiken wurden wohl, wie das auch für die Säulen angedeutet ist⁵⁷⁾, mit Lappen blankgerieben. Scheuerbesen oder Schrubber, wie bei uns, gab es nicht; von Putzmitteln o. ä. ist nichts bekannt. Selbst bei Trimalchio haben die Sklaven offenbar nur gewöhnliche Besen. Dafür wird zusammen mit dem Unrat auch Silbergeschirr, das durch eine Ungeschicklichkeit auf den Boden fiel, einfach ausgekehrt. Es aufzuheben würde dem Stil des Hauses nicht entsprechen!⁵⁸⁾

Die Reisigbesen, aus zusammengebundenen Zweigen von Ulmen, Tamarisken oder Myrthen bestehend⁵⁹⁾, taugten wenig. Ihre Wirksamkeit und ihre Lebensdauer waren beschränkt, und ihr Preis daher auch gering. „Besen auflösen“ (*scopas dissolvere*) ist nach Cicero⁶⁰⁾ ein gebräuchlicher Ausdruck, der soviel besagen will, wie „eine Sache in Unordnung bringen“. Lediglich Besen aus den Zweigen der Zwergpalme lagen etwas höher im Preis⁶¹⁾.

Zu einer gründlichen Säuberung, vor allem zur Beseitigung der eingetrockneten Weinflecken (vgl. Anm. 22) mußte natürlich auch Wasser verwendet werden. Bei Horaz und Juvenal wird es – zufällig? – nicht erwähnt. Aber die Hausherrinnen, die bei Plautus ein Großreinemachen dirigieren, sind da sachverständiger⁶²⁾. Die Eine befiehlt einem Sklaven, eine Gießkanne Wasser herauszubringen und damit den Boden anzufeuchten und das Haus zu besprengen. Und an der anderen Stelle werden die Sklaven gleichfalls aufgefordert, das Haus auszufegen, und einer soll mit einer Gießkanne voll Wasser herbeikommen. Wie

57) Iuven. XIV 60.

58) 34, 2. – Ob Petron mit dieser protzigen Anordnung des Hausherrn auf die alten kultischen Vorschriften anspielen will, nach denen vom Tisch herabgefallene Speisereste nicht aufgehoben werden dürfen (Anm. 40)?

59) RE II 2, 830 unter: *scopae*.

60) Orat. 71, 235.

61) Mart. XIV 82. – Zu den mit dem Kehren beauftragten Sklaven, den *scoparii*, vgl. Marquardt (Anm. 1) I 142, Anm. 3; Chr. Daremberg u. E. Saglio: *Dictionnaire des Antiquités Grecques et Romaines* (Graz 1963) IV 2, 1122 Abb. 6183. – Cic. Parad. V 2, 37 definiert die Tätigkeit der Sklaven, die für die Halle verantwortlich sind und daher *atrienses* heißen, mit: *qui tergunt, unguunt, verrunt, spargunt*. – Von einem vernichtenden „Besen des Verderbens“ (Luther), mit dem Gott Babel hinwegfegen will (*scopabo eam in scopa terens*), spricht der Prophet Jesaias 14, 23. Vielleicht stammt von daher unser sprichwörtlicher „eiserner Besen“.

62) Stich. 347: *munditias volo fieri*; 352; Bacch. 10f.

der Säuberungsprozeß dann im einzelnen vor sich geht, erfahren wir freilich nicht.

Ein Bodenreinigungssystem eigener Art wurde von italienischen Archäologen in Pompei erschlossen⁶³). Das Haus des Cornelius Tages (Reg. 1 Ins. VII Nr. 10–12) besitzt einen zum Garten hin offenen Sommerspeisesaal. In einer mit Mosaiken ausgezierten Nische stand ein Brunnen, aus dem über eine kleine Kaskade Wasser stufenweise in das Triklinium hinunterlief, um von hier zwischen den gemauerten Liegebetten zum Garten hin abzufließen. Diese Wasserrinnsale brachten den Speisenden nicht nur Kühlung, sie schwemmten offenbar auch die Tischabfälle hinweg und transportierten sie ins Freie. Zu der ganzen Anlage paßten auch gut die Bodenmosaiken, welche eine Nilüberschwemmung darstellten, bei welcher sich Pygmäen herumtummelten und mit ägyptischen Wassertieren spielten oder kämpften. Daß die beim Essen bedienenden Sklaven barfüßig in den flachen Wasserbächen herumplantschten, wird niemand besonders gestört haben, zumal sie „hochgeschürzt“⁶⁴) waren. Im ganzen aber scheint diese geniale Erfindung einer „konstanten Wasserspülung“ keine Nachahmung gefunden zu haben.

Kehren wir zu den Mosaiken des Asarotos Oikos zurück! Wir dürfen sie also als eine sprechende Illustration dessen ansehen, was den literarischen Quellen über freizügige Eßgewohnheiten und speziell über Verschmutzung der Eßräume in der Kaiserzeit zu entnehmen war⁶⁵). Dabei bleibt jedoch noch die Frage offen, welchen Sinn oder Zweck diese merkwürdige Bodenzier hatte, und welche Wirkung sie auf die Beschauer ausübte oder ausüben sollte. Statius, der an der o.a. Stelle (Anm. 17) einen anderen kostbaren Mosaikboden rühmt, weiß für ihn kein höheres Lob, als die Versicherung, daß dieser „durch seine neuen Farben sogar „die ungekehrten Böden“ noch übertreffe“. Daraus ist zu erkennen, in welcher hohen Wertschätzung der Asarotos-Boden wegen seiner technischen Perfektion und besonders wegen der farblichen Wiedergabe stand. Er galt offenbar eine Zeitlang als hochmodern, sozusagen als *dernier cri*, ehe er in der Gunst des Publikums von einer neuen Kreation überholt wurde. Diese Beliebtheit mag zum Teil auf dem „Illusionstrick“ beruht

63) Della Corte (Anm. 13) 29f.

64) Hor. Sat. II 8, 9.

65) Auf eine nachahmende Wiedergabe der auf dem Boden stehenden Weinpfützen haben die Asarotos-Mosaizisten jedoch verzichtet.

haben, mit dem er die Gäste narrete (S. 262). Es ist aber auch vermutet worden, die reichlichen und vielfältigen Essensreste, die auf dem Boden abgebildet waren, hätten die Reichhaltigkeit der Mahlzeiten, die hier vorgesetzt wurden, und damit den Reichtum des Hauses veranschaulichen sollen⁶⁶⁾. Aber dieser Zweck wäre wohl, wie Herter mit Recht eingewandt hat⁶⁷⁾, weit besser und geschmackvoller durch Bilder an den Wänden verwirklicht worden, die, etwa in der Form von Stilleben, auf Tafelgenüsse und Gaumenfreuden hinwiesen. Aus den Vesuvstädten sind uns zahlreiche Darstellungen dieser Art erhalten: Wandgemälde und -mosaiken, die lebendes oder totes Geflügel, verschiedenartige Fische, mit Obst gefüllte Schalen und versiegelte Weinamphoren sowie allerhand schmackhaftes Seegetier präsentieren. Demgegenüber erscheinen abgenagte Knochen, Fischgräten, Reste von Schattieren, Obststiele und -kerne kaum geeignet, um als Zeugen eines großen Reichtums bewundert zu werden⁶⁸⁾.

Wie aber mußte dann eine derartige Dekoration auf die Gäste wirken, die hier zum Schmausen eintraten? Mir scheint, der Anblick konnte nichts anderes auslösen als eine Art Einstimmung auf die Genüsse, die ihrer harreten. Er sollte ein gelockertes, animalisches Wohlbehagen wecken. So wie das Mosaik es veranschaulichte, würde der Boden bald wirklich aussehen. Er verhieß ihnen mancherlei leibliche Freuden, denen sie sich bald zwanglos und ungehemmt hingeben würden. Und wenn die armseligen Überreste die rasche Vergänglichkeit solcher Genüsse zu demonstrieren schienen, so wurde damit die Vorfreude auf den Genuß nicht etwa gemindert, sondern eher gesteigert, ebenso wie die Erinnerung an Tod und Vergänglichkeit menschlicher Existenz während eines fröhlichen Gastmahls die Lebensfreude erhöhen konnte⁶⁹⁾. Ein Mensch wie Horaz, der ungeachtet seiner Vorliebe für Einfachheit und für bescheidene Genüsse doch eine gewisse Eßkultur zu schätzen wußte,

66) Meyer (Anm. 2) 108.

67) Herter: persönl. Mitt.

68) Der Bemerkung Petrons 38, 15, die Menge des verschütteten Weines sei ein Beweis für den Reichtum des Hauses (Anm. 31), liegt ein anderer Sachverhalt zugrunde: hier geht es um eine exorbitante Verschwendung.

69) Wir würden zwar die dargestellten Abfälle schlichtweg als Dreck bezeichnen, aber wir haben ja schon durch den Impressionismus erfahren, wie minderwertige Objekte durch die künstlerische Darstellung „geadelt“ werden können, und in der modernen Kunst fehlt es nicht an entsprechenden Versuchen.

würde sich für ein solches Asarotos-Mosaik schwerlich begeistert haben. Für die Gesellschaft aber, wie sie sich in Iuvenals Satiren und in dem Satyricon Petrons widerspiegelt, und für ihr grobschlächtiges Genußleben waren solche Fußböden wohl der angemessene Hinter- oder Untergrund.

Geisenheim/Rhein

Gerd Hagenow